

Warum die Historiker-Kommission um Jean François Bergier die Wahrheit nie ergründen wird!

Autor(en): **Schlegel, Johann Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : die führende Militärzeitschrift der Schweiz**

Band (Jahr): **73 (1998)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-715519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Warum die Historiker-Kommission um Jean François Bergier die Wahrheit nie ergründen wird! Teil 1

Von Dr. phil. et lic. iur. Johann Ulrich Schlegel

Ein Plädoyer in zwei Teilen zum Nachdenken darüber, wie Geschichtsschreibung zustande kommt.

Zur Ausgangslage

Seit Monaten wird die Bevölkerung der Schweiz über die Medien, über die Landesregierung und einen Teil von Historikern mit Intensität darüber belehrt, dass unser Land seine Geschichte aufarbeiten müsse. Als Vertreter der Landesregierung äusserte Flavio Cotti im Schweizer Fernsehen, es gehe darum, das «richtige Geschichtsbild aufzuarbeiten und endlich zu einer abschliessenden Darstellung der Geschichte der Schweiz zu gelangen».

Fast alle Lebensbereiche wurden vom Grossteil der Medien und von vielen Politikern dahingehend orientiert, man müsse jetzt die Wahrheit, auch wenn sie allenfalls schmerzlich für das Land und seine Leute sei, suchen und finden.

Der Begriff «Aufarbeiten» im Zusammenhang mit der Geschichte der Schweiz ist jung. Jahrelang wurden Geschichtsschreibung und Geschichtsunterricht zurückgestuft. Der Verfasser dieser Zeilen selbst lehrte während Jahren im Mittelschulbereich als Historiker an einer Schule, in der die Geschichte auf dem Stundenplan nicht mehr figurierte. Geradezu schamhaft wurde das Fach umgetauft in Gegenwartskunde. Man wollte lieber über die Zukunftsgestaltung reden, neue Visionen entwickeln und, wie der Modetrend sagt, nach vorne schauen. Das färbte selbst auf den Sprachunterricht ab. So lautete beispielsweise der Titel des massgeblichen Lehrmittels im Fach Deutsch kurz und bündig «Deutsch 2000». Als Lehrer musste man vorsichtig sein bezüglich der Vergangenheit, der Historie, wollte man nicht als hinterwäldlerisch gelten. Eine gewisse Uninformiertheit ist als Folge eingetreten. Sie wurde schlagartig zum Problem, als eine äusserst aggressive Kampagne gegen die jüngere Geschichte unseres Landes vor allem von seiten der USA auf uns hereinbrach. Viele Politiker und ein Teil der Medienleute staunten, weil sie die Geschichte nur wenig kennen und glauben, man müsse diese zuerst aufarbeiten. In allen neueren Geschichtsbüchern wird jedoch alles Wesentliche gesagt, was heute als Neuigkeit verkündet und teils recht einseitig angeprangert wird.

Wozu Geschichte?

Angesichts der Sinnkrise, welche das Fach Geschichte während Jahren erlebte und angesichts der Tatsache, dass die fast totgeglaubte Disziplin zunehmend und für uns Schweizer jetzt fast schockartig wieder mitten ins Leben getreten ist, scheint es angebracht zu sein, der Frage nachzuspüren, wann Geschichte denn nicht nötig und wann sie unerlässlich ist. Beginnen wir mit dem methodologisch gesehen einfacheren Fall, in welchem, wie vom Zeitgeist einige Jahre favorisiert, Geschichte nicht nötig ist. Denn das scheint von Anfang an evident, in manchen

Fällen des Lebens benötigen wir sie tatsächlich nicht. Wo etwas nach Plan verläuft, ist Geschichte unerheblich. Um es an einem Beispiel zu zeigen, wenn der Hotelkonzern Hilton weltweit stets dieselben Hotels errichtet, die im Bau, der Inneneinrichtung und dem Angebot sich gleichen, gibt es keine Geschichte zu erzählen. Das gilt ebenso für Maschinen, Autos und Lokomotiven derselben Serie. Alle diese Dinge entstehen vom Prinzip her nicht aufgrund einer Geschichte, sondern gemäss Plänen und Regeln. Oder anders formuliert: Wenn ich etwas will, und mir dies gelingt, muss ich keine Geschichte erzählen. Die Entwicklung der Sache verläuft gemäss Plan oder Regel, auf welche das Ereignis der Sache «Lokomotive» oder «Hotel» folgt.

Die Tatsache aber ist trivial, dass im Leben eben gerade nicht alles nach Plan verläuft. Wenn Absicht und Plan von äusseren Einflüssen plötzlich zunichte gemacht oder in eine andere Richtung gelenkt werden, brechen diese sogenannten Ereignisfolgeregelungen ab oder geben der Entwicklung eine neue Gestalt. Um beim erwähnten Beispiel fortzufahren: Die politische Lage in einem Land ändert unversehens, und die Hilton-Kette sieht sich gezwungen, ihr Hotel in jenem Land zu verkaufen. Es wird vom Erwerber umgebaut, er richtet es völlig anders ein und offeriert beispielsweise keinen Alkohol mehr. Jetzt wird der Gast, der sich stets an denselben internationalen Regeln des Hilton-Angebotes orientieren konnte, wenn er wieder dort absteigt, zur Anhörung einer Geschichte genötigt sehen. Niemand konnte diese Entwicklung im Detail voraussehen. Niemand konnte sagen, dass genau dieser neue Eigentümer es erwerben und in dieser und keiner anderen Art umgestalten würde.

Nach dieser methodologischen Struktur verhält es sich auch bei der Entwicklung einer ganzen Stadt. Wer hat Zürich so gewollt, wie es jetzt gebaut ist? Auf diese Frage gibt es

keine Antwort. Es gibt keinen Plan und keine Ereignisfolgeregel, die den heutigen Zustand Zürichs ergäbe. Daher muss, wer Zürich erklären will, Geschichten erzählen, anfangen von den Römern über das Mittelalter bis in die Neuzeit. Und so steht es auch mit anderen Gebilden, die in den Zeitablauf gestellt sind und die nicht ein einziges, sich selbst nach Plan und Regeln unabhängig beherrschendes System darstellen. Auch wer die anderen Städte und Dörfer und Völker der Welt erklären will, wird notgedrungen zur Geschichte greifen. Und das Interesse an ihr ist das Interesse an eigener und fremder Identität. Genauer, der wissenschaftliche, universitäre Geschichtsbetrieb erfüllt – wie jegliches Erzählen von Geschichten im übrigen Leben auch – in unserer öffentlichen Kultur die Funktion, uns und andere mit dem, was wir geworden sind, bekanntzumachen. Umgekehrt können wir uns so auch mit anderen Städten und Ländern und Verbänden, Organisationen oder auch Bewegungen vertraut machen.

Geschichte steht somit in der Funktion der Präsentation von Identität. Diese ist nicht das Resultat einer Handlung. Die Identität ist das Resultat einer Geschichte, welche ein System individualisiert und von anderen Systemen unterscheidbar macht.

Es steht nun ausser Zweifel, dass diese Identität der Selbsterhaltung dient. Könnten zwei Systeme, zwei Städte, zwei Menschen völlig «geklont» werden, wäre ihre Existenz von ihrer Unterscheidbarkeit und damit ihrer Einmaligkeit her zutiefst gefährdet. Dennoch steht diese Identität nicht einfach zur Disposition. Um beim eben aufgegriffenen Beispiel des Menschen weiterzufahren: es ist völlig klar, niemand verdankt seine Existenz einem Akt der Zustimmung, die er nach einem herrschaftsfreien Diskurs erteilt hätte. Daher gehört zur Lebensgeschichte auch im Pass und eben der Identitätskarte, eigentlichen Ultrakurzbiographien, als schlechthin historisches

Wer Zürich erklären will, muss Geschichte erzählen.



Zürich um 1835.



Zürich um 1990.

Faktum das Datum unserer Geburt. Grundsätzlich verhält es sich auch so mit dem Tod. Auf dieser Ebene blosser Fakten herrscht Objektivität. Aber bereits wenn wir die Passkontrolle hinter uns haben und uns etwa um eine Stelle bewerben, spüren wir, dass wir einen Spielraum besitzen, wie wir uns im Bewerbungsgespräch präsentieren. Geburtsdatum, Geburtsort und Schulbesuche sind objektiv darstellbar. Wie man das macht, ist methodologisch einfach. Oft sind solche Angaben sogar urkundlich gesichert. Wo das aber nicht gelingt, besteht die Möglichkeit, im Rahmen unausfüllbarer Kennzeichen wie Hautfarbe und ähnlichem eine ganze Lebensgeschichte zu erfinden. Wir kennen den Hochstapler, der um diese Lebensläufe weiss. Daneben gibt es den Psychopathen, der an sie glaubt. Die Skizzierung dieser zwei Extrembeispiele zeigt, wie in einem gewissen Rahmen nicht bringbarer Fakten oder je nach Gewichtung und Auswahl aus dem Meer der Tausenden und Millionen von Fakten, welche die Historie immer hervorbringt, Identität grundsätzlich sehr mannigfaltig präsentiert werden kann. Dabei spielt eine Rolle, was als Identitätspräsentation erwartet wird. Um beim Beispiel des Bewerbers fortzufahren, wenn für die Stelle eines Adjunkten in der kantonalen Verwaltung des Kantons Aargau Vertrautheit mit aargauischen Gerichten gewünscht wird und der Bewerber sowohl im Kanton St. Gallen als auch im Kanton Aargau ein Gerichtspraktikum absolviert hat, so wird er, abweichend von seinem sonst vielleicht standardisierten Lebenslauf, in welchem er die Gerichtsprak-

tika nicht besonders erwähnt, natürlich das Faktum seiner Praxis im Aargau speziell hervorheben. Wenn wir billigerweise voraussetzen, dass die Lebensläufe korrekt abgefasst sind und keine Irreführungen enthalten, so ist doch ersichtlich, wie pragmatisch Lebensgeschichte und somit Geschichte schlechthin präsentiert werden kann.

Das erklärt, warum die Geschichte der Schweiz gerade nicht, wie Bundesrat Cotti es in der Tagesschau des Fernsehens versprach, «richtig und abschliessend» dargestellt werden kann. Das Gegenteil ist der Fall: Geschichte wird immer wieder neu geschrieben. Eigene und fremde Identität wird in veränderter Umwelt mit neuen Interessen und anderen Schwerpunkten neu präsentiert.

Wie kommt angebliche Wahrheit in der Geschichtsschreibung zustande?

Intellektuelle Redlichkeit verlangt, dass wir uns dem gar nicht so leichten Thema der Wahrheit nur langsam, und das heisst, schrittweise zu nähern erlauben dürfen. Wir nehmen deshalb erst einmal einen Augenschein, wie Geschichtsschreibung gemeinhin erfolgt. Abgestützt auf die erläuterte Struktur des Wesens der Geschichte, wird sodann deutlich werden, dass es problematisch ist, in der Geschichtsschreibung von Wahrheit zu reden. Wenn aber eine Wahrheitsfindung nicht möglich sein sollte, so ist es meines Erachtens von allergrösster Bedeutung, offenzulegen, was denn nun jegliche Präsentation von Geschichte im Innersten zusammenhält.

Allgemein wird Geschichte von einzelnen Historikern oder Laien, welche sich grundsätzlich in der Qualität ihrer Arbeit in keiner Weise unterscheiden müssen, geschrieben. Dabei stützen sich insbesondere die professionellen Historiker gerne auf ihre Kollegen, das heisst, sie halten sich an die Auffassungen jener Vertreter ihrer Zunft, die durch Wortgewalt, Umfang und Wirkung ihrer Werke und damit fachliche Autorität bestechen.

Die Geschichte kann mit einer Landkarte verglichen werden. Ihre Konturen sind ähnlich einer herrschenden Lehre schon vorgegeben. In den früheren sozialistischen Diktaturen bestand dieser Rahmen in der Deutung der geschichtlichen Ereignisse hin auf ein künftiges Arbeiterparadies. Im demokratischen Rechtsstaat besteht er häufig in der Darstellung jener Kräfte, die diesen Rechtsstaat hervorbrachten und allenfalls weiterhin hervorbringen. Dabei geht es um eine Auswahl aus unzähligen Daten und Ereignissen, die als relevant erscheinen. Und die Relevanz ergibt sich im Hinblick auf den vorgegebenen Rahmen, der die verschiedensten Abstufungen enthalten kann. So füllt sich die Karte der Geschichte. Weisse Flecken weichen einem bunten Mosaik. Die Mosaiksteinchen sind, wissenschaftlich gesehen, willkürlich ausgewählt. Der Rahmen selbst ist nicht nach wissenschaftlichen Regeln entstanden. Was gefunden wird, ist nicht die Wahrheit, sondern es ist eine Ansicht unter andern möglichen Ansichten. Auch die Farbe der Mosaiksteinchen unterliegt, nur schon um dabeizusein, «in» zu sein und damit rasch und ohne Umschweife verstanden und akzeptiert zu werden der Abstimmung auf den Rahmen, der eben Meinung, Ideologie oder herrschende Lehre genannt werden muss.

Und wehe dem, der sich in seinem Team, in der jeweils herrschenden Professorenschaft, im Umfeld der tonangebenden Kreise zu weit über solche Rahmenlinien hinauslehnt! Es kommt im Laufe des universitären Geschäftsbetriebes durchaus vor, dass ein vorwitziger Student, der von der aktuellen Meinung der Professorenschaft abweicht, seine Dissertation nie schreiben kann, obwohl diese aktuelle Meinung der Wissenschaftlichkeit entbehrt, stark willkürlich und ideologisch geprägt ist.

Äusserungen von Mitgliedern der Historikerkommission

Mitglieder der offiziellen schweizerischen Historikerkommission sind nun im besonderen darauf hin zu prüfen, wie sie das Zustandekommen von Geschichtsschreibung verstehen und wie sie selbst sich bei der Auswahl der Fakten und ihrer Deutung zu verhalten gedenken. Kurz, es ist der mutmassliche Rahmen zu eruieren, von dem hier bewusst oder unbewusst ausgegangen wird.

J.F. Bergier, der Präsident der Kommission, äusserte in einem Fernsehinterview wörtlich, man wolle die «Wahrheit finden, nichts als die Wahrheit». Er schwächte dann aber diese Aussage ab, indem er ergänzte, «die ganze Wahrheit» zu finden sei jedoch «nicht möglich». Später reduzierte Bergier die angebliche Wahrheitsfrage weiter (NZZ, 24. November 1997), indem er darlegte, er glaube an eine historische Wahrheit mit Allgemeingültigkeit gar nicht. «Anstelle des Wortes Wahrheit würde er in diesem Zusammenhang das Wort Klarheit bevorzugen.» Und – «das Urteil über die Vergangenheit sei nicht Aufgabe des Historikers».

J. Picard, Mitglied der Kommission, betonte bei der Präsentation ihres Forschungsrahmens am 28. Oktober 1997 in der NZZ, «dass es beim Forschungsvorhaben nicht darum gehen» könne, «eine integrale Wahrheit über alle Vorgänge zu liefern». Was aufgrund der heute noch vorhandenen Quellen ermittelt werden könne, sei darzustellen und «in den möglichen Kontexten» zu situieren. «Das Ziel» sei «die Bereitstellung von Grundlagen, die einer rationalen Diskussion und lernprozessorientierten Wissensvermittlung dienen.» Picard lehnt sich sodann an den historischen Prozess und die damit verbundenen Erfahrungen insbesondere des Holocausts im Zweiten Weltkrieg an. Man sei hier den 1945 formulierten Menschenrechtserklärungen verpflichtet.

Erkundet solle zudem unter anderem das «Washingtoner Abkommen» von 1946 werden. Unter den Kommissionsmitgliedern befindet sich Jakob Tanner. Dieser Historiker ist Mitautor des Buches «Krise: Zufall oder Folge des Kapitalismus?» Im Untertitel wird erwähnt: «Aus marxistischer Sicht», und das Werk schliesst mit der Feststellung, dass ein solcher Prozess mit dem Ziel der Schaffung einer sozialistischen Gesellschaft sehr schwierig und langwierig sein wird, ist jedem bewusst, der die Schweiz kennt. Aber nur die Überwindung dieser Schwierigkeiten bringt die Möglichkeit (...), eine sozialistische Demokratie zu schaffen. In jüngster Zeit äusserte Tanner, der Bezug des Réduits durch die Schweizer Armee 1940 sei als Demutsgeste gegenüber Deutschland einzustufen. Von den Motiven her hätten Geschäftsmöglichkeiten im Vordergrund gestanden.

Dieses Spektrum von Äusserungen ergibt einen Rahmen, durch welchen sich die Historikerkommission zwar zu erkennen gibt, aber ein ganzes Feuerwerk von Fragen auslöst. Sie glaubt nach vielen Wenn und Aber, die sie aber kaum begründet, im Prinzip nicht an eine historische Wahrheit. Woran glaubt sie denn? Was meint Bergier mit Klarheit? Und wenn er nicht urteilen will als Historiker, was bewirkt seine Tätigkeit?

In welche «möglichen Kontexte» will Picard das Geschichtsbild dieser Kommission stellen? Und welche Kontexte sind denn seiner Meinung nach nicht möglich? Was meint er mit «historischem Prozess»? Historische Prozesse, die ständig abliefern, ablaufen und stets ablaufen werden, sind so zahlreich wie die Sterne am Himmel. Welchen meint er? Interessant ist sodann die Tatsache, dass sich die Historikerkommission des Washingtoner Abkommens annehmen will, das eine streng juristische, näherhin völkerrechtliche Angelegenheit darstellt. Aus welchen Gründen will die Kommission daran rütteln, nachdem es nach äusserst harter Arbeit der schweizerischen Advokaten im Ringen mit dem damaligen, übrigens mit sehr egoistischen Bandagen kämpfenden Prozessgegners USA rechtsgültig und durchaus vorteilhaft für die Schweiz endlich 1946 zustandegekommen war. Selbst S. Eizenstat, der sonst nicht zimperliche US-Ankläger der Schweiz, hält daran fest, dass das Abkommen gültig sei und es daran nichts zu rütteln gebe. Gedenkt hier die Kommission als Gericht neu zu figurieren? Und was hiesse das, denn urteilen will Bergier ja nicht?

Bei Jakob Tanner wird die mögliche Rahmensetzung konkreter und klarer. Er hat sich zum sozialistischen Rahmen bekannt und angenommen, er hält an einer marxistischen Posi-

tion fest, kann wohl erwartet werden, dass er die geschichtliche Deutung in dieser Richtung sucht. Zudem ist er als Professor für Wirtschaftsgeschichte tätig. Er wird also wirtschaftliche Gesichtspunkte eher gewichten als zum Beispiel militärische. Wenn er aber militärische Bereiche doch streift und naturgemäss somit etwas salopp von «Demitsgeste» der Schweizer Armee gegenüber Deutschland spricht, was ist denn das anderes als ein Urteil? Kurz, kann der Historiker überhaupt direkten oder indirekten Urteilen entgehen, und wenn ja wie? Und in wessen Licht ist das Urteil zu sehen?

Äusserungen aus Kreisen der Kritiker der Historikerkommission

Verschiedentlich wird der Historikerkommission eine einseitige, ja parteiische Zusammensetzung und tendenziöse Meinungsbildung vorgeworfen. Zur Réduit-Attacke Tanners äussert der Ex-Generalstabsschef der Schweiz, Hans Senn (NZZ 25. April 1997), dass die Idee des Réduits von hohen Offizieren ausgegangen sei, gemäss deren Angaben im Hinblick auf die gänzliche «Umschliessung durch die Achsenmächte», als mit jeder Erpressung gerechnet werden musste, ein erfolgreicher Widerstand nur durch eine soldatische Haltung eines Volkes möglich gewesen sei, das für seine Freiheiten «jedes erdenkliche Opfer zu erbringen bereit» gewesen sei. Das habe bedeutet, «die Armee in einer Stellung zu konzentrieren, die ihren Kräften angemessen» gewesen sei. Es sei ihm, Senn, «unerklärlich, wie sich aus solchen Worten eine Demutsgeste gegenüber einer starken Wehrmacht» oder Anpassungsbereitschaft herauslesen lasse.

Weiter kommt heftige Kritik aus bürgerlichen Kreisen, die sich überhaupt gegen Tanner als Marxisten in der Historikerkommission auflehnen. Tanner habe für die Schweiz auch die Einführung einer «sozialistischen Staatsform» gefordert, die – Zitat – «alle Bereiche umfasst» (Christoph Blocher). Der Bundesrat, der ihn berufen habe, müsse sich der zwei grössten Übel dieses Jahrhunderts erinnern: des Faschismus und des Kommunismus. Beide stünden sich in der Millionenzahl von Todesopfern in nichts nach.

Jörg Fisch, Professor für Geschichte an der Universität Zürich, wehrt sich grundsätzlich dagegen, dass der Staat eine Historikerkommission einsetzt. Der Staat sollte, so Fisch, nur die Rahmenbedingungen für die Geschichtsforschung verbessern, sonst sich aber nicht daran direkt beteiligen.

Die Auseinandersetzung zwischen dem Wirtschaftshistoriker Tanner und dem Militärhistoriker Senn zeigt, dass verschieden gewählte Themenbereiche, unter deren Gesichtspunkt oder Rahmen ein Abschnitt der Geschichte betrachtet wird, zu unterschiedlichen Geschichtsbildern führt.

Es stellt sich die Frage, welches Geschichtsbild kommt wie zustande? Und welches sind die Voraussetzungen, die es hervorbringen? Und vielleicht ergibt sich schliesslich ein Lösungsansatz, wenn wir die sekundäre Frage aufwerfen, in welchem Fall welches Geschichtsbild angemessener und gerechtfertigter sei als jedes andere Geschichtsbild. ■

Vom Rauchzeichen zum Computer

Da staunen auch die Informatiker der Übermittlungstruppen

tic. Das Alphabet ist eigentlich noch sehr jung – nur etwa zwei- bis dreitausend Jahre alt –, und ehe die Menschen ABC-Schützen wurden, hatten sie sich neben Bilderschrift, Hieroglyphen und Keilschrift die verschiedensten Verständigungsmittel und Gedächtnishilfen ausgedacht.

Wir wenden manche davon heute noch an: Der Knoten im Taschentuch ist eine primitive Nachahmung der Quipu- oder Knotenschrift, mit der die alten Peruaner alles auszudrücken vermochten, worauf es ankam. Ein schwarzer Knoten hiess Tod, ein weisser Frieden, Gelb bedeutete Gold, Rot Krieg, Grün Getreide, und das Zahlensystem bewegte sich mit wenigen Schlingen bis hoch in die Tausende.

Der Kerbstock

Der uralte Kerbstock spielt bei primitiven Stämmen heute noch eine Rolle – aber auch bei uns kann ein «Sünder» etwas auf dem Kerbholz haben. Geschichten von Liebe, Hunger und Krieg wurden mit Symbolen der Bild- und Keilschrift dargestellt. Die Liebenden schnitten es schon vor Jahrtausenden in alle Rinden ein, dass sie sich zu treffen wünschten, und eine weibliche oder männliche Figur, ein kreisrunder See, eine ebenso kreisrunde Sonnenscheibe darüber genügten, um dem Partner Ort und Stunde des Rendez-vous bekanntzugeben.

Ein leeres Zelt, auf Stein gezeichnet, und ein verzweifelter Männchen davor sagten den Eingeborenen von Alaska, dass wieder einmal nichts zu essen im Zelt sei. Und der bekannte «Brief», den die alten Skythen, die Bewohner der südrussischen Steppe, an die Perser sandten – einen Vogel, eine Maus, einen Frosch, 5 Pfeile –, wurde von den Empfängern sehr gut als diplomatische Note verstanden: «Perser, könnt ihr fliegen wie die Vö-

gel, Euch wie die Mäuse im Boden verkriechen und wie die Frösche durch den Sumpf hüpfen? Wenn nicht, hütet Euch, mit uns Krieg anzufangen; wir werden Euch mit unseren Pfeilen überwäl-tigen.»

Rauch, Feuer, Trommelschlag...

Es liessen sich noch viele andere Beispiele aufzählen, teils bei uns bekannte, viele von fernen Ländern, die zeigen, dass sich die Menschen (Völker) immer wieder auf irgendeine Art verständigen konnten, bevor es Buchstaben und Briefe gab. Rauch, Feuer und Trommelschlag sind altbekannte, bewährte «Informationsträger», die ihren Zweck fast immer erfüllten.

Heute: Astronomische Zahlen

Als dann das Alphabet (ABC), die Buchstabenfolge nach den Anfangsbuchstaben des griechischen Alphabets (das aus dem Phönizischen stammte), aus welchem später das lateinische und deutsche Alphabet hervorging, entstand, eilte seine Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts. Heute – es wäre kaum möglich, kurz all die Etappen nennen zu wollen, wie jetzt Buchstaben in Sekundenschnelle zu Milliarden entstehen und von einem Kontinent zum andern ausgetauscht werden – «steuert» ein riesiger Apparat diese Zeichen: von der Schreibmaschine zum Fernschreiber über das Telegramm (beides bereits «veraltet») bis zum Bildschirm bzw. Computer, der in aller Welt täglich in astronomischer Zahl Buchstaben (und Zeichnungen, Tabellen und Darstellungen jeglicher Art) produziert – Billionen und Aberbillionen.

Apropos: Die ganze Entwicklung all dieser «Kommunikationsstufen» beeinflusste auch das Militär, hauptsächlich die Übermittlungstruppen, deren Kommandozentralen und vieles andere heute einem «technischen Labor» gleichen.